

Anthropologie zukommt oder doch zukommen könnte, wenn sie tiefer im Bewußtsein des heutigen Philosophierens ständen. Daß uns dieser Band dazu anregt, das Alte neu zu denken, ist sein wesentliches Verdienst. Ad. Haas S. J.

Hediger, H., *Beobachtungen zur Tierpsychologie im Zoo und im Zirkus*. 8<sup>o</sup> (430 S.) Basel 1961, Reinhardt. 26.50 sfr.

In der umfangreichen Literatur, die zur Zeit über tierpsychologische und verhaltensphysiologische Fragen erscheint, gehört das hier angezeigte Werk sicher zu den wissenschaftlich besten und wegweisenden Veröffentlichungen. H. verfügt als langjähriger Zoodirektor und scharfer, kritischer Beobachter über eine außerordentlich breite Erfahrungsbasis. Er weiß auch seine Erfahrungen und tierpsychologischen Erkenntnisse in einer Sprache darzubieten, die die Lektüre seines Werkes zu einem spannenden Erlebnis werden läßt. Auf diese Weise kommt auch der zoologisch weniger gebildete Leser mit Leichtigkeit in die oft verschlungene Problematik der Tierpsychologie hinein. Außerdem hat der Verf. sein Werk nicht mit einem Wust der heute fast unüberschaubar gewordenen Literatur zur Verhaltensforschung und Tierpsychologie belastet, sondern in kenntnisreicher Auswahl jeweils nur die entscheidenden Veröffentlichungen zitiert. Auch für die tierpsychologische Forschung bietet das Werk neue Ausblicke, und zwar in zweifacher Hinsicht: einmal wertet H. das Tier in seinem Verhalten wirklich als handelndes „Subjekt“ und tritt damit einer übertriebenen Objektivierungssucht mancher Forscher und Forschungsrichtungen entgegen; sodann legt der Verf. großen Wert darauf, gerade auch die Tier-Mensch-Beziehungen, die man meist in Beobachtung und Experiment auszuklammern sucht, mit wissenschaftlichen Mitteln und Methoden zu klären. Gerade in diesem Punkt liegt der besondere wissenschaftliche Wert des Werkes, das deshalb auch die Beachtung des Humanpsychologen verdient.

Im ersten Kapitel bespricht H. die verschiedenen *Wege und Methoden* zur Tierpsychologie. So könnte man als Ausgangspunkt die „scheinbar allereinfachsten, niedersten Tiere wählen, also die Protozoen, die einzelligen Urtieren, und dann allmählich im aufsteigenden Tierreich die von Stufe zu Stufe hinzukommenden Steigerungen und Komplikationen der psychischen Leistungen behandeln, also sozusagen die ganze Tierreihe von der Amöbe bis zum Gorilla“ (20). Diesen Weg hat Fr. Hempelmann in seiner Tierpsychologie beschritten. Er kommt aber für H. als Ausgangspunkt seiner Tierpsychologie vor allem deshalb nicht in Frage, weil es H. um das Verstehen des „tierischen“ Verhaltens geht. Die kleinsten Tiere sind uns aber in diesem Punkt gerade die entferntesten. „Wie wollen wir uns einfühlend in ein Wesen von der Größe eines Staubchens, das wir von bloßem Auge kaum wahrzunehmen vermögen?“ (20). Dazu kommen die fundamentalen Unterschiede in ihrer körperlichen Organisation. Die Diskussion über das Lernvermögen des Pantoffeltierchens (*Paramecium*), die zwischen Bramstedt und Grabowski entbrannt ist — die beiden Forscher kamen zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen —, zeigt die Schwierigkeiten des Verstehens auf klassische Weise. Ein anderer Weg, der einige Zeit die Forschung beherrschte, heute aber als überwunden angesehen werden muß, war die Labyrinth-Methode. Zu diesen und ähnlichen Versuchen sagt H. mit Recht: „Die Labyrinthmethode muß indessen heute als überwunden betrachtet werden; sie konnte die anfänglich in sie gesetzten übertriebenen Hoffnungen natürlich nicht erfüllen, und es sind ernsthafte Zweifel darüber geäußert worden, ob die riesige Zahl dieser Versuche in einem direkten Verhältnis zu ihrem Wert stehe. Jedenfalls hat noch im Jahre 1933 Norman L. Munn von der Universität Pittsburg das Labyrinth, beziehungsweise das Verhalten der weißen Ratte im Labyrinth, in einer umfassenden Darstellung zur Grundlage für eine Einführung in die Tierpsychologie gewählt . . . Wie bei verschiedenen anderen Experimenten, von denen man ursprünglich tiefe Einblicke in die tierliche Psyche erwartet hatte, so erwiesen sich auch die Versuche mit aufgeschobener Reaktion als zu schematisch und als nicht in allen Tiergruppen gleichsinnig anwendbar. Die psychischen Fähigkeiten sind, wie erwähnt, im Tierreich nicht so verteilt, wie man es naiverweise auf Grund der Stellung im System vermutet hatte, sondern viel eher entsprechend den besonderen Lebensgewohnheiten und dem Lebensraum einer Tierart“ (29 und 31). Als weiteren Versuch einer Einführung in die Tierpsychologie erwähnt H. die Haustier-Psychologie. So nahe-

liegend ein solcher Versuch ist, so wenig ist er geeignet; denn statt die Untersuchungsmethoden dem Tier (Wildtier) anzupassen, geht man hier den bequemeren Weg, ein naturfremdes Laboratoriumstier (z. B. die weitgehend standardisierte weiße Ratte) sich heranzuzüchten („eine abstrakte Tierform“, 33), das sich gut an die Untersuchungsapparate anpassen läßt. Schließlich wird noch auf die historische Betrachtung der Tierpsychologie hingewiesen, bei der jedoch die aktuellen Probleme meist zu kurz kommen. Aber auch der Instinktbegriff eignet sich nicht als Einführung in die Tierpsychologie, da er — wie H. (35) schreibt — zu sehr umstritten ist. Ein Teil der Forscher meint, die Instinkte seien durch Erfahrung umbaubar (Bierens de Haan); andere meinen, sie seien absolut starr. Ich möchte jedoch darauf hinweisen, daß sich heute bereits eine Versöhnung dieser beiden Richtungen angebahnt hat. Einigermaßen starr sind nur eigentlich die sog. „Endhandlungen“, während die höheren Instinktzentren von steigender Plastizität sind. Vielleicht wäre es an dieser Stelle gut gewesen, etwas von der Hierarchie der Instinktzentren zu berichten (Baerends, Tinbergen u. a.), eine Einsicht, die sicherlich zu den wesentlichsten Erkenntnissen der modernen Instinktforschung gehört, sosehr sie in manchen Punkten erst noch Arbeitshypothese ist.

Allen erwähnten Versuchen gegenüber geht der Verf. einen eigenen Weg: den Weg des Tierpsychologen im Zoo. Selbstverständlich ist auch dieser Weg einseitig und muß „als Ergänzung und Kompensation der anderen“ (36) verstanden werden. Aber er hat den großen Vorteil, daß er als Objekt seiner Beobachtungen und Experimente das Wildtier hat — allerdings das „gefangene Wildtier“ (37). Aber der Tiergartenzoologe muß der Lebensweise des freien Wildtieres das allergrößte Interesse entgegenbringen, damit er die Tiere wirklich in Pflege nehmen kann.

Im zweiten Kapitel berichtet H. über die Weise, „Wie Tiere wohnen“ (38—61). Hier wird bereits die Berücksichtigung der Tier-Mensch-Beziehung wichtig; denn das Vorkommen der meisten Tiere ist kein primäres mehr, sondern sekundär durch den Menschen mitbedingt (im Sinne einer Zurückdrängung in Rückzugsgebiete). Es gibt jedoch zwei ökologische Gruppen von Tieren: die Kulturflüchter und die Kulturfolger. Der Verf. beschreibt sodann mit vielen Einzelheiten, die bisher unbeachtet blieben, die Wohnungen und Siedlungen der Tiere und die „Straßen“ (Wechsel) innerhalb derselben. In der tierlichen Wohnung gibt es im allgemeinen „besondere Eß- und Trinkstellen, Bade- und Schlafstellen, Vorratsstellen und Klosette, Sonnenterrassen und Kinderstuben usw. Nur eine Örtlichkeit, die selbst keiner noch so primitiven Negerhütte fehlt, finden wir bei keinem einzigen Tier, nämlich die Feuerstelle“ (44). Das Tierterritorium ist ferner meist duftmarkiert. Freilich scheint mir die 60 f. geäußerte Meinung des Verf. kulturhistorisch nicht ganz stichhaltig („Wie im Fluchtverhalten, so scheinen auch im Markierungsverhalten in der menschlichen Umwelt die gefährlichen Großtiere durch gefährliche Dämonen im Laufe der Entwicklung ersetzt worden zu sein, und entsprechend wurde das gegenüber dem Tier allmählich überflüssig gewordene Abwehrverhalten auf Dämonen übertragen; aus Rivalen- und Feindabwehr ist Magie geworden“). Sicherlich liegt hier eine nicht genaue Anwendung des Begriffs „Magie“ vor (vgl. etwa S. Mowinkel, „Religion und Kultus“ 15 ff.). Außerdem wäre festzuhalten, daß das „magische Weltbild“ sich niemals aus Rivalen- und Feindabwehr entwickelt hat, sondern einer ganz anderen Kategorie zugehört und bereits die Rivalen- und Feindabwehr selbst überformt. Eine Warnung an den Tierpsychologen ganz allgemein mag mir hier erlaubt sein: Es ist immer gefährlich, von tierpsychologischen Beständen her ohne weiteres auf kulturhistorische Befunde beim Menschen zu schließen.

Im dritten Kapitel berichtet H. „Vom tierlichen Alltag“ (Aktivität, Ruhe und Schlaf) und im vierten vom *Tier und seinen Feinden*. Gerade in diesem Kapitel hat der Verf. durch viele eigene Beobachtungen und Experimente einen grundlegenden Beitrag geliefert. Verhaltensforschung und Tierpsychologie hatten in diesem Punkt bisher viel versäumt. „Der Hunger und die Liebe“ kommen erst in zweiter Linie. Sowohl die Befriedigung des Ernährungs- wie des Geschlechtsbedürfnisses ist nämlich aufschiebbar — nicht aber die Flucht vor einem drohenden Feind. Und jedes Tier, selbst das größte und wehrhafteste, hat Feinde. Die Flucht muß daher, jedenfalls wenn wir die höhere Tierwelt betrachten, als das biologisch wichtigste Verhalten bezeichnet werden. Die Fluchtbereitschaft ist die erste Pflicht des Individuums zur Sicherung

seiner eigenen Existenz und damit auch zur Erhaltung seiner Art. Entsprechend ist die ununterbrochene Wachsamkeit, das dauernde Sichern im Dienste der Feindvermeidung bei weitem die Hauptbeschäftigung des freilebenden Wildtieres“ (119). Schon L. Tolstoj hat das trefflich erfaßt (man würde aber gerne wissen, wo Tolstoj das schreibt!). Wichtig ist vor allem, was H. über die „Fluchtdistanz“ (125 ff.) erforscht hat. Daß die Befreiung aus dem „Fluchtkreis“ eine wichtige Bedingung für die Entwicklung der Kultur darstellt, dürfte eine interessante und richtige Beobachtung (143) sein. Im anschließenden 5. Kapitel wird die Thematik der Flucht weitergeführt: *Flucht und „Hypnose“*. Hier werden alle jene Verhaltensweisen besprochen, die man „nicht sehr glücklich“ (154) als „tierische Hypnose“ bezeichnet, die man aber als Sonderfälle der Flucht bezeichnen könnte.

Im 6. Kapitel wagt sich der Verf. an ein sehr heikles Thema: *„Haben gewisse Tiere ein Bewußtsein?“* Schon von Anfang an sieht sich der Tierpsychologe hier terminologischen Schwierigkeiten gegenüber, die dann schließlich auf philosophischen Verschiedenheiten in der Auffassung des Bewußtseins beruhen. So kennt die klassische Tradition der Psychologie (seit Aristoteles) doch wohl eine conscientia sensitiva, ein sensitives Bewußtsein, das also vor allem auch dem Tier zukommt. Der Wesensunterschied zum Menschen liegt darin, daß der Mensch ein Selbst-Bewußtsein (conscientia reflexa) hat. Ein sinnliches Bewußtsein kommt ihm selbstverständlich ebenfalls zu, und daher bestehen viele Vergleichsmöglichkeiten zwischen Tier und Mensch. Selbstbewußtsein muß aber im strengen Sinn genommen werden. Ein organisches Körperbewußtsein, das wir dem Tier ohne weiteres zubilligen dürfen, ist längst noch kein reflexes Selbstbewußtsein. Der Verf. ist mit Oeser der Meinung: „... daß das Bewußtsein der Größe, und zwar in erster Linie das Bewußtsein von der eigenen Größe, das primitivste und das wichtigste Ichbewußtsein darstellt ... Das Tier weiß, wie groß es ist. Aber es weiß nicht, daß es das weiß“ (169). H. gibt sehr interessante Beispiele von Körperbewußtsein bei Tieren, warnt aber auch davor, die Sache beliebig zu verallgemeinern (170). Weiterhin tritt der Verf. der Meinung entgegen (Lorenz, Portmann u. a.), daß die sog. Tiersprache nur den Charakter von Interjektionen habe. Wer viel mit Tieren zu tun hat, muß die Überzeugung gewinnen, „daß gewisse Tiere unter bestimmten Umständen in der Lage sind, regelrechte, absichtliche, bewußte Mitteilungen zu machen im Sinne einer ‚subjektiv zweckgerichteten Handlung‘ von Lorenz“ (177). Mit gewissen Einschränkungen (d. h. genaueren Formulierungen, z. B. sensitiv bewußte Mitteilungen) möchte ich H. durchaus zustimmen. Es gibt durchaus eine sensitive Relationserfassung auch beim Tier, etwas, was die alte Tierpsychologie der klassischen Philosophie (z. B. Wasmann) noch nicht erkannte, was aber die neuere philosophische Psychologie (vgl. etwa die „Psychologia rationalis“ von W. Brugger S. J.) ohne weiteres zugibt. Alle diesbezüglichen Affenexperimente von Köhler sind von dieser Warte aus zu erklären (z. B. das Experiment mit dem verlängerten Stab und dem nachfolgenden „Aha-Erlebnis“ des Schimpansen). Ein gesondertes Problem ist jenes der „Verständigung“ zwischen Tier und Mensch, das ich hier aber nicht weiter diskutieren will, obwohl H. sehr bedenkenswerte Beispiele zu dieser Frage bringt.

Von den nächsten Kapiteln (Tiere unter sich, Mutter und Kind, Wildtiere und Haustiere, Spiel und Dressur, vom tierlichen Ausdruck) möchte ich nur noch das außerordentlich interessante Kapitel *„Tierpsychologie im Zirkus“* hervorheben, da in ihm bisher weithin unbeachtet gebliebene tierpsychologische Ergebnisse gebracht werden. „Im Zirkus sind Tatsachen zu beobachten, die dem experimentellen Tierpsychologen im Laboratorium völlig fremd sein müssen. Es darf deshalb auch niemals erwartet werden, daß uns das Laboratorium allein etwas anderes als ein sehr unvollständiges, einseitiges Bild von der tierlichen Psyche liefern kann“ (307). H. schlägt vor, zwischen „Wissenschaftlicher Dressur“ (ohne persönliche Aufforderung zur Ausführung der verlangten Leistung, ohne Affektaufwand, maximale Eliminierung der Tier-Mensch-Beziehungen) und „Zirkusdressur“ (mit persönlicher Aufforderung zur Ausführung der verlangten Leistung, mit bedeutendem Affektaufwand, maximale Intensivierung der Tier-Mensch-Beziehungen) zu unterscheiden. Die Zirkusdressur ist ein komplizierter tierpsychologischer Prozeß, dessen genauere Analyse wohl zum erstenmal von H. geleistet worden ist. Er unterscheidet drei Hauptabschnitte: 1. Die Erzielung des Verständnisses für die verlangte Dressuraufgabe.

2. Die Überwindung der Hemmungen und Widerstände. 3. Die Erzielung der körperlichen Adaptation. In der eingehenden Besprechung dieser drei Phasen der Dressur wird erst richtig sichtbar, wie eigentlich die wesentlichsten Kapitel der ganzen Tierpsychologie hier ihre genau beachtete Anwendung finden. Deshalb werden nicht nur Tiergartenzoologen und Zirkusleute dem Verf. für seine Untersuchungen dankbar sein, sondern ebenso die Psychologen und Philosophen. A. d. H a a s S. J.

von Rad, G., *Theologie des Alten Testaments. Band 2: Die Theologie der prophetischen Überlieferungen Israels.* gr. 8<sup>o</sup> (458 S.) München 1960, Kaiser. 24.— DM.

Die ersten beiden Hauptteile dieses 2. Bandes, mit dem von Rads Theologie des AT abgeschlossen ist (zu Band 1 vgl. Schol 34 [1959] 92—95), stellen die Theologie der prophetischen Überlieferungen Israels dar (17—328); der dritte wendet sich den Beziehungen zwischen AT und NT ausführlich zu (329—424). Er setzt aber die vorangehenden Teile notwendig voraus, so daß er nicht für sich allein betrachtet und beurteilt werden sollte (12). Am Ende des Bandes findet sich nach dem Stellenregister nun auch ein ausführliches Register der Sachen und der hebräischen Wörter für das ganze Werk (436—454 455—458).

Die Darstellung der Propheten folgt im ganzen dem Gang der Geschichte. Die vorklassische Prophetie wird, weit getrennt von den Schriftpropheten, am Anfang des ersten Teils behandelt, der im weiteren fünf systematische Kapitel enthält (45—138), die von den Formen der prophetischen Überlieferung, von Berufung und Offenbarungsempfang, Freiheit der Propheten, ihrer Auffassung vom Gotteswort und schließlich von Israels Vorstellungen von Zeit und Geschichte handeln. Sie dienen dazu, schon bestimmte Ideen in den Blick zu bringen, die den nachfolgenden Einzeldarstellungen der Propheten zugrunde liegen. So, wenn hier schon vom „produktiven Traditionsprozeß“ bei den Prophetenworten gesprochen wird (58), von der Entscheidungsfreiheit und der Möglichkeit des Versagens bei den Propheten, die in besonderer Weise zu „Persönlichkeiten“ geworden sind, von der „Eschatologisierung des Geschichtsdenkens“ (125 ff.) durch die Propheten seit Amos (127).

Der zweite Hauptteil bringt dann die Theologie der einzelnen Schriftpropheten in zusammenfassender Darstellung bestimmter Hauptpunkte ihrer Verkündigung. Meisterhafte Skizzen, die neue und tiefe Einblicke vermitteln, wenn sie auch erwartungsgemäß nicht so viel eigene Prägung im exegetischen Verständnis der einzelnen Texte zeigen wie die Darstellungen des ersten Bandes. Das Besondere der Sicht von R. liegt anderswo. Er sucht den Ort und die Rolle der Propheten innerhalb der religiösen Geschichte Israels neu und schärfer zu bestimmen, sie „der Heilsgeschichte wieder zurückzugeben“ (311), d. h. zu zeigen, daß „jeder Prophet sozusagen an dem Schnittpunkt steht, da die schon fast zum Stehen gekommene Gottesgeschichte mit einem Male dramatisch wieder in Bewegung kommt“ (311). Deshalb geht es ihm nicht darum, „allgemeine, tragende religiöse Grundgedanken“ (140) aus ihnen zu sammeln, sondern ihre Botschaft als ein gegenüber dem Bisherigen einen ganz neuen Grund legendes Jahwewort, „genau an eine ganz bestimmte Zeit gerichtet“ (313), sichtbar zu machen. Dieser neue Heilsgrund Israels ist ein kommendes Jahwehandeln, das als eschatologisch zu bezeichnen ist. Denn es setzt nicht die früheren Heilstaten Jahwes fort, sondern tritt an deren Stelle. Eschatologische Verkündigung liegt nach von R. da vor, „wo Israel von seinen Propheten aus dem Heilsbereich der bisherigen Fakten herausgestoßen wurde und wo sich sein Heilsgrund mit einmal in ein kommendes Gottesgeschehen hinaus verlagerte“ (132). „Entscheidend ist u. E. vor allem die Feststellung des Bruches, der so tief ist, daß das Neue jenseits davon nicht mehr als die Fortsetzung des Bisherigen verstanden werden kann“ (129).

Damit ist klar, daß ein besonderer Akzent der Darstellung auf dem Verhältnis der Propheten zu den überkommenden Heilstraditionen liegt. Es ist merkwürdig schillernd gezeichnet. Einerseits stehen sie mit ihren Hörern zusammen in der alten Erwählungsstradition (140), sind gewiß, „daß Jahwe das von ihm Begonnene und Begründete nicht liquidieren, sondern daß er daran anknüpfen werde, um es herrlicher zur Vollendung zu bringen“ (312); andererseits aber bestreiten sie mehr und mehr „die Heilskräftigkeit der alten Setzungen Jahwes“ (312), betreiben einen „lei-